

## Werk

**Titel:** Was zur Wiederherstellung und zur Erhaltung unserer Burgenreste geschehen ist

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1899

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273\\_0001](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0001) | log63

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

die Vorlaube decken und hier zu einem eigenartigen und hübschen Ziermotiv Veranlassung gegeben haben. Sie sind nämlich an den zusammenstoßenden Kanten nach unten ründlich ausgeschnitten, an allen frei liegenden Kanten abgefast und in der Mitte durch einen Nagel festgehalten, sodafs sie gewissermaßen Spitzbögen bilden. Von recht schöner Wirkung ist der dem steil abfallenden Dache im Westen aufgesetzte Reiter. In seinem unteren Theile geviertförmig und nach oben von einer kräftigen Simsleiste abgeschlossen, steigt seine eigentliche Spitze durch einen offenen, nur durch Bogen gebildeten Raum getrennt, in zwei achteckigen Zwiebeln auf. Offenbar ist die oberste erst im vorigen Jahrhundert aufgesetzt, in seiner jetzigen Form bildet der Dachreiter jedoch ein seltenes Beispiel eines guten märkischen Zwiebelthurmes.

Das Innere der Kirche (Abb. 2) ist mit einer hölzernen Tonne überwölbt, unter der eine, auf zwei 21:24 cm starken Stielen ruhende Empore angebracht ist, deren Stützen zugleich solche des Dachreiters sind. Die Tonne ist an der Ostwand der Empore durch wagerechte Bretter abgeschlossen, die letztere selbst in Höhe des Kämpfers der Tonne abgedeckt. Durch ein Loch in der Decke gelangt man zu den Glocken. Bewerkswerth sind in dem sonst schmucklosen Innern — eine Ausmalung wird geplant — ein Marienbild und ein alter Kronleuchter. Die rothen Thonfliesen des Fußbodens sollen vor dem

Altar das Grab des Kirchenstifters decken. Zur Sacristei führen vom Schiffe aus eine Thür und das erwähnte kleine, mit alter Bleiverglasung versehene Fenster. Der Querverband des Daches wird von Kehlbalken und Kreuzstreben gebildet, während der Längsverband aus Streben besteht, die zwischen die Sparren gespannt sind.

Ohne geschichtliche Nachweise dürfte es schwer sein, über das Alter des merkwürdigen Baues ein Urtheil zu fällen. Er kann aus dem 17., vielleicht auch aus dem 16. Jahrhundert stammen. Jedenfalls ist er jünger als die dem 15. Jahrhundert angehörige Kirche von Burschen. Nach Ausweis der breiten eckigen Chornische gehört er zu der Gruppe kirchlicher Blockbauten, die in der Provinz Posen nicht selten sind und kaum vor die Mitte des 16. Jahrhunderts anzusetzen sein dürften. Bezeichnend für dieselben ist der Mangel eines eigentlichen Thurmes, der bisweilen von einem kleinen Dachreiter, häufiger aber noch von einem abseits stehenden Glockenstuhl ersetzt wird. Jedenfalls aber verdient die eigenartige Kirche dem besonderen Schutze der Denkmalpflege unterstellt zu werden.<sup>\*)</sup>

(Schluß folgt.) Robert Mielke.

<sup>\*)</sup> Von den Herren Regierungs-Bauführern Seifert und Seckel, von denen die nebenstehenden Abbildungen herrühren, sind mir die von ihnen dabei gemachten Wahrnehmungen freundlichst zur Verfügung gestellt worden, wofür an dieser Stelle gedankt sei. D. Verf.

### Was zur Wiederherstellung und zur Erhaltung unserer Burgenreste geschehen ist.

Von Otto Piper.

Keineswegs steht es ja von jedem verfallenen Baudenkmal ohne weiteres fest, daß seine Wiederherstellung wünschenswerth wäre. In den weitaus meisten Fällen wird jenes vom Nützlichkeitsstandpunkte aus wohlentbehrlich sein, und eine Wiederherstellung würde nicht nur ein landschaftlich schönes Bild mehr oder minder verderben, sondern auch allzu oft noch die Gefahr einer stilwidrigen Erneuerung mit sich bringen. Es gilt das besonders von dem weniger erforschten und schwerer zu erforschenden Gebiete unserer alten Profan- und zumal Wehrbauten. So sehr ja die vandalische Zerstörung des Heidelberger Schlosses zu beklagen ist, sieht man doch mit vollem Rechte davon ab, der mehrfach geschehenen Anregung eines Wiederaufbaues Folge zu geben. Was wir hier und sonst fast immer nur zu wünschen haben, ist die sorgsame Erhaltung des noch Vorhandenen, erforderlichenfalls unter Beseitigung störender späterer Aenderungen oder Zubauten. Von vornherein zweifellos wünschenswerth mag eine Wiederherstellung nur da sein, wo es sich um geschichtlich werthvolle oder aber in irgend welcher Weise eigenartige Bauwerke handelt, vorausgesetzt freilich immer, daß dabei allen Umständen nach ein möglichst getreues Wiedererlangen des ursprünglichen Zustandes gewährleistet ist. Unseren burglichen Wiederherstellungsbauten pflegt indessen auch nicht dieser Gesichtspunkt löblicher „Denkmalpflege“ zu Grunde zu liegen — es steht damit gerade bezüglich der Burgenreste fast überall noch recht traurig —, sondern die Liebhaberei der romantisch gesinnten Eigenthümer. Befremden mag es dabei freilich, daß gerade aus der „romantischen“ Epoche unserer Litteratur — die Jahrzehnte um 1800 — nahezu ausschließlich von friedlicher Zerstörung zahlreicher Burgen zu berichten wäre. Es sind nur ganz vereinzelte Fälle aus der ersten Zeit unseres Jahrhunderts, wenn 1804 Markgraf Friedrich von Baden sich (Neu-) Eberstein zum sommerlichen Wohnsitze wiederherstellte, wenn gleichzeitig Max v. Schenkendorf sich mit Erfolg für die Erhaltung der Marienburg verwandte und 1812 der badische Minister Freiherr v. Andlau die Burg Birseck

unweit Basel restaurirte und dabei zugleich jenen Park anlegte, der mit seinen Einsiedeleien, Inschriften usw. schwärmerische Besucher in Entzücken versetzte.

Erst in den folgenden Jahrzehnten bauten Mitglieder des preussischen Königshauses die Burgen am Mittelrhein: Rheinstein 1825, Sooneck 1834, Stolzenfels 1836 wieder auf. Dazu gesellte sich 1832 v. Bethmann-Hollweg mit Rheineck, während gleichzeitig an der Südgrenze Deutschlands Hohenschwangau neu erstand. Die romantische Stimmung wurde zu der Zeit besonders durch die viel verbreiteten Bilder der Düsseldorfer Maler genährt. Wenn seitdem die Wiederherstellung von Burgen in steigendem Maße beliebt geworden ist, so haben verschiedene andere Gründe dazugewirkt. Unsere Kunst- und Alterthumsforscher erkannten allmählich, daß aufser Rom und Hellas auch die Heimath, und hier nicht nur allenfalls die kirchliche Kunst der Beachtung werth sei. Zahlreiche Alterthumsvereine —

in ihren Anfängen freilich schon bis 1819 zurückgehend — weckten auch im Volke das Interesse für die heimischen Geschichtsdenkmäler. Die „altdeutsche“ Zimmerausstattung, für welche ja eine Burg einen besonders passenden Rahmen bietet, wurde wenigstens eine Zeitlang wieder modisch. Die ansteckende Macht des Beispiels wirkte mit, und hier und da hat denn auch der Staat das Seinige gethan.

Leider sind nun unter den nach manchen Dutzenden zählenden bis jetzt wiederhergestellten Burgen nur verschwindend wenige, die uns ein getreues Bild dessen bieten, was früher dort gestanden hat oder auch nur gestanden haben könnte. Vorab gilt dies aus der Zahl der bereits genannten von den Rheinschlössern Stolzenfels, Sooneck und Rheinstein, Bauten, welche uns jenen unglücklichen „Rheinischen Burgenstil“ gebracht haben, der seitdem leider bei so manchem anderen Wiederherstellungsbau als Muster gedient zu haben scheint. Kennzeichnend für denselben sind aufser den modernen Fensterfacaden besonders die Zinnenkränze um platte



Abb. 3. Südostansicht.  
Die Kirche in Neudörfel.

Holzst. v. O. Ebel.

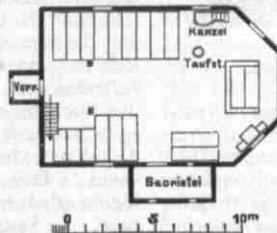


Abb. 4.  
Grundriss zu ebener Erde.

Dächer. Schon 1860 schrieb v. Cohausen (Bonner Jahrb. XXVIII 40) in bezug hierauf: „Statt solchen Bauten durch ein gutes Dach nebst der Dauerhaftigkeit auch den Charakter des Heimischen, Geborgenen und Warmen zu geben und gewissermaßen aus der Höhe des Daches auf die Tiefe und Fülle des Gebäudes schliessen zu lassen, giebt man ihnen durch den Mangel sichtbarer Dächer aufser dem Keim der Zerstörung statt der beabsichtigten südlichen Heiterkeit<sup>1)</sup> nur unheimliche Kälte und ein gewisses unwahres, maskenhaftes Ansehen, das uns durch die langen Zinnenreihen angrinst, während hohe Dächer mit spitzen Dachfenstern, mit zierlichen Firstenkrapen<sup>2)</sup> und wohlhilhouettirten Wetterfährchen, und mit gastfrei rauchenden Schornsteinen, im Mosaikschmuck bunt glasierter Ziegel des anmuthigsten Wechsels von Linien, Licht, Farbe und Schatten voll sind und mit Land und Leuten aufs beste harmoniren.“

Das für mehr als eine Million Mark aufgebaute Stolzenfels ist vor allem ein prächtiges Königsschloß, kaum mit Anklängen an einen mittelalterlichen Burgbau, während für Rheinstein schon von fern her die eiserne Treppe bezeichnend ist, die sich hoch oben frei durch die Luft in kühnem Bogen zu dem südöstlichen Eckthurne hinüberschwingt. Von den in diesem Stile wiederaufgebauten „Burgen“ wären u. a. zu nennen: Lahneck (1854) und Schaumburg (Baurath Boas, 1850) an der Lahn, Landsberg bei Meiningen (Architekt Döbner, 1836), die Mittelburg des Freiherrn v. Dorth bei Neckarsteinach, Ortenberg am westlichen Rande des Schwarzwaldes (Professor Eisenlohr 1836 bis 1840) und als jüngste Garnstein — von und nach seinem jetzigen Besitzer Gerstein genannt — unweit Klausen am Eisack. Das fast ganz neu aufgebaute Hohenschwangau könnte als würfelförmiger viel-fenstertriger Kasten mit Eckthürmen nur etwa an ein Schloß des 17. Jahrhunderts er-

innern, während das benachbarte immerhin burgmäßiger Neuschwanstein, bei dessen Plänen ein Theatermaler mitgewirkt hat, eher an ein phantastisches Gralsschloß als an eine deutsche Burg denken läßt. Mit den von Cohausen empfohlenen hohen Dächern mit spitzen Dachfenstern, Wetterfährchen und Schornsteinen ist es ja freilich allein auch noch nicht gethan. Das wird uns durch so manche andere neu aufgebaute Burg zum Ueberflus vor Augen geführt; wohl in erster Linie durch die Bauten des bekannten Vertreters der Gothik, des Wiener Dombaumeisters Frh. v. Schmidt. Besonders lehrreich ist da (Abb. 1 u. 2) eine Vergleichung des Schlosses Fischhorn am

<sup>1)</sup> Ich möchte glauben, daß es sich dabei mehr um die Nachahmung englischer Schlösser (im Tudorstil) handelt. Auch kann man vom vermeintlichen „normannischen“ Stile lesen.  
<sup>2)</sup> Kriechblumen auf Dachfirsten dürften doch beim Burgbau nicht unbedenklich sein.



Abb. 1. Schloß Fischhorn.



Abb. 2. Schloß Fischhorn.



Abb. 3. Schloß Hohenzollern.

Zeller See, wie es vor Zeiten ausgesehen hat und wie es sich nach dem Neubau zeigt. Durch noch spitzere Dächer verschiedener Art zeichnet sich das gleichfalls von Schmidt wiederhergestellte Wartenstein an der Semmeringbahn aus, und der zierliche Bau tritt hier als ein wenig burgmäßiger um so mehr hervor, als er den plumpen ruinenhaften Resten der alten Burg angefügt wurde. Ähnliches ist von Neuhabsburg am Vierwaldstädter See zu sagen, sowie besonders von Korb unweit Bozen, wo man (1836) dem alten wuchtigen Berchrit, anscheinend ohne Sinn für den lächerlichen Gegensatz, zwei kleinliche, aber fenster- und zinnenreiche Wohnbauten unmittelbar angeklebt hat. Bei einem dritten Wiederherstellungsbau des Genannten, Runkelstein bei Bozen, handelte es sich glücklicherweise zu überwiegend nur um eine Sicherung des Vorhandenen vor weiterem Verfall, als daß hier seinen eigenen Entwürfen ein erheblicher Spielraum gelassen gewesen wäre. Zu bedauern ist da u. a., daß die Wiederherstellung nicht ganz durchgeführt worden ist, so ein Theil des westlichen Palas der Zwischenböden entbehrt und eine massive Aufmauerung die frühere Zugbrücke vertritt.

Ebenso wie das neue Fischhorn zum alten verhält sich das prächtige Hohenzollern, als Schloß und Festung 1850 bis 1867 „im Stile des ausgehenden 14. Jahrhunderts“ wiedererbaut, zu der einfachen Burg aus dem 15. Jahrhundert, deren Bild uns (Abb. 3) Merian überliefert hat. Zu einem Burgbau im Stile einer bestimmten Zeit kann es ja eben durchaus nicht genügen, daß man die Ornamentik dieses Zeitabschnittes anwendet, und die Erbauer werden sich hier ja auch hinlänglich darüber klar gewesen sein, daß die Außen überall mit baulichem Zierath, fast unzähligen Thürmen und Thürmchen, innen mit kostbaren Kronleuchtern, Marmorsäulen, reicher Vergoldung usw. ausgestatteten Wohnbauten ebensowenig wie die Wehranlagen, vorab der in einzigartigen spiralförmigen Windungen ersonnene Aufstiege, mit einer Burg des 14. Jahrhunderts etwas zu thun haben. Einem Burgbau kommt wenigstens im Außeren das annähernd benachbarte Schloß Lichtenstein in der Schwäbischen Alb näher, welches 1842 von Heideloff für den Grafen Wilhelm von Württemberg auf geringen alten Resten erbaut wurde.

Keine wiederhergestellte Burg ist dem deutschen Volke, zumal dem protestantischen, bekannter und theurer als die Wartburg. Bei der 1847 begonnenen Wiederherstellung durch Prof. v. Ritgen († 1889) galt es (vgl. dessen „Führer“, 2. Auflage, S. 52 f.), die Hauptburg nach Gestalt und Ausschmückung möglichst treu wie zur Zeit ihres Glanzes im 12. Jahrhundert zu erneuern, und daß diese Forderung des hohen Bauherrn erfüllt worden sei, glaubte der genannte Bauleiter und glaubt jedenfalls fast alle die Hunderttausende, welche die Burg seitdem besucht haben. Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Schon v. Essenwein bemerkte in seinem „Wohnbau“ (Darmst. 1892) S. 22 von dem Hauptgebäude, dem Palas, daß er „uns allerdings auch nur in ganz modernisirter, dem modernen Hofleben und dessen Glanze, aber auch dessen Bedürfnissen angepaßter Umarbeitung erhalten ist, von dem wir also durchaus nicht annehmen dürfen, daß er uns das alte Bild zeigt“. Er will von der heutzutage ja unentbehrlichen Fensterverglasung absehen, hegt aber auch Bedenken gegen die Kamine in den beiden Sälen und glaubt „nie und nimmer, daß der große Saal Hermanns I. auf beiden Seiten wie eine Laterne offen gewesen sein sollte, vermuthet vielmehr, daß auf Seiten des Corridors ebenso eine geschlossene Wand sich befunden habe wie beim unteren Saalbau“. Am sichersten dann ist v. Essenwein jedenfalls beizustimmen, wenn er auch „keinen Zweifel hegt, daß dieser Saal ursprünglich ebenfalls seine flache Holzdecke hatte, welche durch eine mittlere Säulenreihe gestützt war, während man bei der Restauration, um ihm mehr Höhe zu geben, eine in das Dach gehende schräge Decke darauf legte und so einen glänzenden Festsaal für Hofbälle und Hofafeln erhielt“. v. Ritgen bemerkt über diese Decke („Führer“ S. 153): „Es war die Sitte des 11. und 12. Jahrhunderts, daß die Säle zu den großen Festlichkeiten auf Burgen und in Städten sich stets in dem obersten Stockwerke der Palase oder Mushäuser befanden und sich zur Erlangung größtmöglicher Höhe meist noch in das Dach hinein erhoben. . . An den noch erhaltenen Theilen des südlichen und besonders des nördlichen Giebels fanden sich sichere Anhaltspunkte für dessen Wiederherstellung mit schräger offener Holzdecke.“ Daß sich die bezeichneten Säle „meist (!) noch in das Dach hinein erhoben“ hätten, ist nun jedenfalls eine unzutreffende Behauptung. Es kam das, wenn überhaupt, sicher nur da vor, wo der Saal ausnahmsweise gewölbt war und das Gewölbe keinen wahren rechten Fußboden trug. Bei der Auffindung der Anhaltspunkte für eine schräge Holzdecke dürfte daher auch der Wunsch, eine nach unserem Geschmack der Weite des Raumes entsprechende Höhe zu erlangen, Vater des Gedankens, d. h. hier der Entdeckung gewesen sein, und ich möchte vermuthen, daß die bezeichneten Spuren richtiger etwa auf eine Theilung des Dachraumes in zwei Böden hingewiesen hätten. Unverhältnismäßig niedrige Säle sind uns ja auf Burgen auch sonst noch so manche erhalten. So auf Gloppe in Vorarlberg ein solcher

von 8 zu 10 m Weite, dessen Mittelsäule (bis zum Unterzugbalken) nur 2,5 m hoch ist. Wie ältere Leute bezeugen (v. Cohäusen, Befestigungsweisen S. 176) bot, der naiven Anschauungsweise jener alten Zeit entsprechend, die südliche Schmalseite des Festsaales unmittelbaren Zugang zu zwei aufsen angeklebten Abtritten, deren Sitze für die beiden Geschlechter verschieden geformte Ausschnitte hatten. Der Wiederhersteller hat hier ein breites Fenster angebracht, dessen einer Theil — gewiß nicht nach altem Muster — zugleich als Glasgänger dient, eine Anlage, zu welcher vermeintlich („Führer“ S. 184) „fünf vorspringende Tragsteine . . . aufforderten“. Was dann die Räume des Erdgeschosses des Palas betrifft, so war deren ursprüngliche Bestimmung und Benutzung wohl nicht mehr völlig festzustellen. Nicht zu billigen aber ist es gewiß, wenn der mittlere Raum mit einem Kamin, „dessen Form und Größe auf die Benutzung als Küchenkamin . . . deutet“, und mit einem Ausgufstein für „eine Art Putzküche“ (den alten Burgen sicher fremd) erklärt und danach zum „Speisezimmer, dem eigentlichen Wohn- und Versammlungszimmer der Bewohner des Landgrafenhauses, dem Salon oder Drawingroom, wie man es jetzt nennen würde,“ umgewandelt worden ist. Diese gezwungene Ueberleitung von der ursprünglichen Küche in einen „Salon“ wird kaum überzeugend wirken. Das Erdgeschloß des Palas diente ja auch überhaupt nur in höchst seltenen Ausnahmefällen zu herrschaftlichen Wohnräumen, für welche auf der Wartburg von Anfang an ein an den Saalbau anstoßendes Gebäude, die sogenannte „Kemenate“, vorhanden war. Die beim Palas am meisten hervorstechende Abweichung vom Stile des 12. Jahrhunderts bietet aber wohl dessen reiche Ausschmückung mit solchen Wandgemälden, die von Altem nichts weiter an sich haben als die behandelten Stoffe. Man vergleiche mit diesen das beste Können des 19. Jahrhunderts zeigenden Bildern (die doch auch noch erst dem 14. bis 16. Jahrhundert angehörenden) Fresken der Burgen Neuhaus (Böhmen), Runkelstein (Tirol) und Fenis (Italien), die Darstellung des Sängerkrieges in der sogenannten Manessischen Handschrift oder beispielsweise die Wandgemälde, welche nach solchen Vorbildern v. Mann-Tiechler im Ansitze Hanberg bei Brixen und im Graf Wilczekschens Schlosse Kreuzenstein bei Wien ausgeführt hat. Unserem Schönheitsgefühl muß ja dabei in ziemlich weitgehendem Maße Schweigen auferlegt werden; allein das darf ja nicht in Betracht kommen, wo es sich vor allem um die möglichst einheitliche Durchführung des Stiles einer weit zurückliegenden Zeit handelt.

Noch weniger als der wiederhergestellte Palas hat die fast ganz neu gebaute „Kemenate“, wie der Wiederhersteller meint (a. a. O. S. 50) „wieder die Gestalt erhalten, welche sie zur Zeit der heiligen Elisabeth gehabt haben muß“. Sie ist vielmehr (einschließlich der inneren Ausstattung) ein den modernen Anforderungen entsprechendes großherzogliches Wohngebäude im Rundbogenstil (Abb. 4). Schon aufsen die gleichförmigen, weiten Fenster, wie sie auf Burgen nur etwa der Saal hatte, die „an allen Wänden bis über Thürhöhe herumlaufende Boiserie“ (S. 190), welche in Wirklichkeit wohl erst im 15. Jahrhundert aufkam,<sup>3)</sup> der mächtige, mehrstöckige gemauerte Erker mit einem Zinnenkranz anstatt des Daches und die Plattform über einem Theile des Gebäudes, alles das kann nichts mit einem Wohnbau aus jener Zeit zu thun haben. Zudem halte ich für wahrscheinlich, daß die „Kemenate“ der hl. Elisabeth ein Fachwerkbau war, wie er auch nach einem Brande 1319 so wieder aufgeführt wurde. Bekanntlich hat der reine Steinbau erst langsam den Holzbau verdrängt, nicht umgekehrt.

Das hier von den Fenstern Bemerkte gilt in gleicher Weise von der ebenfalls neu erbauten „Dirnitz“, und es dürfte auch schwerlich

<sup>3)</sup> Die für eine viel frühere Zeit angeführten Belege (Bdk. 460) sind nicht mit Sicherheit auf Holztafelung der Wände zu beziehen.

einen alten Berchfrit geben, der, wie hier der neue, in den drei höchsten Stockwerken in regelmäßiger Erweiterung erst ein-, dann zwei- und zu oberst dreibogige Fenster hätte. Die leidige Symmetrie eben der Fenster pflegt ja überhaupt das erste Merkmal zu sein, welches einen Burgbau unseres Jahrhunderts von einem alten unterscheidet, bei welch letzterem man die Fenster nach Größe, Ausstattung und Stelle nur so anbrachte, wie es außer der Sicherheit der Bewohner die verschiedenen Arten und Zwecke der Innenräume veranlaßten. Bezeichnenderweise pflegt auch den Besuchern der Wartburg, welche richtig empfinden, sich aber über das Warum keine Rechenschaft geben können, nicht die angeblich den Stil des 12. Jahrhunderts treu wiedergebende Hauptburg, sondern die Vorburg, die doch guten Theiles erst im 15. und 16. Jahrhundert ihre jetzige Gestalt erhalten hat, den Eindruck nicht nur des Alten, sondern auch des Alterthümlichen zu machen.

Bezüglich der Verglasung der Fenster hat man ja übrigens auch keineswegs, wie anscheinend vielfach gemeint wird, nur die

Wahl zwischen großen modernen und den alten wenig brauchbaren Butzenseiben. Anscheinend gleichzeitig mit letzteren, jedenfalls schon vor 1500, hatte man bei Profanbauten auch kleine Scheiben von Tafelglas in Rautenform.

Was für Thüringen die Wartburg, das ist in gewissem Maße für Tirol das gleichnamige Schloß bei Meran. Die Burg der Margarethe Maultasch hat jedoch ein noch ungünstigeres Schicksal gehabt als die der heiligen Elisabeth. Ein Theil ist schon vor Jahrhunderten mit dem sehr unsicheren Baugrunde in die Tiefe gestürzt, ein anderer zerfiel zur Ruine, und das noch Erhaltene endlich wurde zur „stilgerechten Restauration“ einem (unlängst verstorbenen) Herrn überliefert, der kein Architekt war und sich auch sonst mit dem Burgbauwesen kaum beschäftigt hatte. Seine wenig passend als Restauration, das heißt also eine Wiederherstellung, bezeichnete Thätigkeit hat zunächst darin bestanden, daß in dem Palas nebst an-

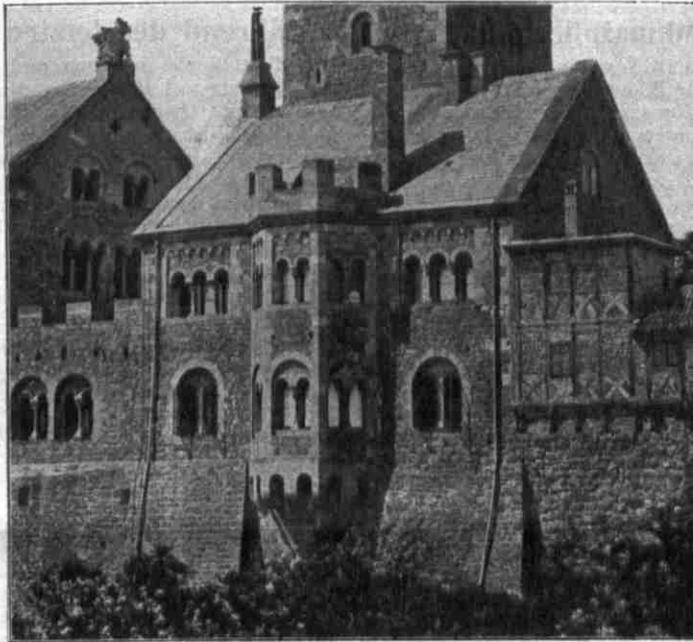


Abb. 4. Von der Wartburg. Kemenate.

gebauter Capelle und Seitenflügel, ehrwürdigen Bauten aus romanischer Zeit, eine ansehnliche Anzahl möglichst gleichartiger Rundbogenfenster und in den zwei bzw. drei Stockwerken das eine genau unter dem andern hergestellt, und zwar zumeist neu ausgebrochen worden sind. Diese sehr stilwidrige Gleichförmigkeit um jeden Preis ist sogar soweit verfolgt worden, daß man um ihretwillen u. a. selbst aus einem mächtigen geböschten Eckstrebenpfeiler seitlich ein Stück herausgehauen hat, um in diesem Ausschnitte gleichfalls ein Fenster anzubringen, dessen Fehlen an dieser Stelle der Fassade die Symmetrie zu einer minder absoluten gemacht haben würde! In dem oberen Stockwerk des Hauptbaues hat man ferner die — in ihrer letzten Gestalt freilich nicht der ursprünglichen Anlage angehörende — „Schloßhauptmannswohnung“ herausgebrochen, sodafs der Palas außer dem kellerartigen Erdgeschloß nunmehr lediglich zwei weite Säle über einander enthält, die, wenn sie nicht gänzlich kahl und schmucklos wären, mit ihren großen Fenstern nach zwei bzw. gar drei Seiten hin etwa als ein riesiger zweistöckiger Aussichtswaggon erscheinen würden. Es ist mit diesen „zwei Sälen über einander“ an sich freilich eine Einrichtung hergestellt worden, welche nach v. Essenwein (Der Wohnbau 1892, S. 19) bei uns „in einer Reihe von größeren Fürstenburgen erhalten ist“ und nach P. Clemen (Tiroler Burgen, 1894, S. 139) „in Tirol wie auch in deutschen Burgen sehr beliebt erscheint“. Diesen Behauptungen liegt jedoch ein wesentliches Irrthum zu Grunde, der durch das spätere Fehlen der nur leicht ausgeführten Zwischenwände (vgl. Burgenkunde, S. 452) veranlaßt worden ist. Nach v. Essenweins Idee hätte immer „der geschlossene untere Saal als Wohnraum für die junge Ritterschaft gedient“. Bei der „Restauration“ unseres Palas hat man aber unmittelbar aus diesem Saale eine unverdeckte, breite Treppe in den oberen geführt, sodafs zur Steigerung der Unwohnlichkeit beide Säle gegeneinander gar nicht abgeschlossen werden können. Beim Wartburgpalas, dessen oberer Saal bekanntlich erst später aufgesetzt wurde,